

Torben Lütjen

## Aufstieg und Anatomie des amerikanischen Konservatismus nach 1945

Ein Forschungsbericht

### I. VOM NISCHEN- ZUM DAUERTHEMA: DIE AMERIKANISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT UND DER US-KONSERVATIVISMUS

Bei der Deutung ihrer eigenen Gegenwart können offenkundig auch die klügsten Historiker nicht weniger danebenliegen als die meisten ihrer Zeitgenossen.

Im Jahr des Präsidentschaftswahlkampfes 1964 erleben die USA die Geburtsstunde eines neuen Konservatismus: Dem erkonservativen Senator von Arizona, Barry Goldwater, ist es mit der Unterstützung hunderttausender, zumeist junger Basisaktivisten gelungen, die Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Republikanischen Partei zu erringen. Mit seinen Positionen steht Goldwater gegen alles, was Mitte der 1960er Jahre unter den gesellschaftlichen und politischen Eliten des Landes als Ausweis von Modernität und Fortschritt gilt: Goldwater lehnt die Bürgerrechtspolitik der Regierung Lyndon B. Johnsons ab, kämpft gegen die Sozialgesetzgebung des New Deal und hält die Außenpolitik der USA im Kalten Krieg für schwach und verweichlicht; um den Kommunismus in seine Schranken zu verweisen, schlägt er vor, die Vietcong mit kleineren Nuklearsprengköpfen zu bombardieren. »A choice, not an echo« – das will Goldwater dem Land bieten, in dem sich die beiden großen Parteien seiner Meinung nach viel zu wenig unterschieden und kaum eine Alternative böten.<sup>1</sup>

Die Wahl allerdings verliert Goldwater haushoch. Gerade einmal fünf von 50 Bundesstaaten kann er gewinnen; der Rest des Landes fällt an den amtierenden Präsidenten Lyndon B. Johnson. Damit scheint die hegemoniale Stellung des amerikanischen Konsensliberalismus bestätigt, und ebenso interpretiert es der zu dieser Zeit wohl einflussreichste amerikanische Historiker Richard Hofstadter. »When, in all our history«, schreibt er wenige Monate vor der Wahl im Oktober 1964 in der *New York Review of Books*, »has anyone with ideas so bizarre, so archaic, so self-confounding, so remote from the basic American consensus, ever got so far?«<sup>2</sup> Goldwaters Nominierung war für Hofstadter ein Ausrutscher der Geschichte, erklärbar nur durch die Verknüpfung merkwürdiger Zufälle. Goldwater vertrete einen »Pseudo-Konservatismus«, gespeist aus Ressentiments, Statusunsicherheiten und paranoiden Verschwörungstheorien.<sup>3</sup> So wie Hofstadter analysierten viele andere Intellektuelle jener Zeit die konservative Bewegung: als Pathologie, die es klinisch zu diagnostizieren, und nicht als Ideologie, die es zu analysieren galt.<sup>4</sup> Oder wie die

1 *Rick Perlstein*, *Before the Storm. Barry Goldwater and the Unmaking of the American Consensus*, New York 2001; *Elizabeth Tandy Shermer*, *Barry Goldwater and the Remaking of the American Political Landscape*, The University of Arizona Press, Tucson 2013, 281 S., geb., 55,00 \$.

2 *Richard Hofstadter*, *A Long View. Goldwater in History*, in: *The New York Review of Books*, 8.10.1964, URL: <<http://www.nybooks.com/articles/archives/1964/oct/08/a-long-view-goldwater-in-history>> [25.2.2014].

3 *Ders.*, *Goldwater and Pseudo-Conservative Politics*, in: *ders.* (Hrsg.), *The Paranoid Style in American Politics*, New York 2008, S. 93–141.

4 Exzellente Beispiele finden sich in den Beiträgen bei *Daniel Bell* (Hrsg.), *The New American Right*, New York 1955.

demokratischen Parteistrategen 1964 als Antwort auf Goldwaters Slogan »In your heart you know he's right« so überaus prägnant zurücktexteten: »In your guts you know he's nuts.«

Heute hingegen zweifeln nur wenige daran, dass Goldwaters Kampagne den Grundstein für die späteren Erfolge der »Grand Old Party« legte, dass es eine jener Niederlagen war, in denen bereits der Keim späterer Triumphe schlummerte. Gewiss, Goldwater hatte nur sechs Bundesstaaten gewinnen können, aber diese lagen, von seinem Heimatstaat Arizona abgesehen, allesamt im tiefen Süden der USA, der bis dahin als »Solid South« eine Bastion der Demokraten gewesen war. Das war der Anfang vom Ende der rooseveltschen »New Deal Coalition« und der baldigen Dominanz der Republikaner dort. Außerdem schuf die Goldwater-Kampagne ein Netzwerk hoch motivierter Graswurzelaktivisten, die mittelfristig den Kurs der Partei bestimmen würden.<sup>5</sup> 1980 dann, mit der Wahl Ronald Reagans, eroberte der Goldwater-Flügel nicht nur die Republikanische Partei, sondern war auch gesamtgesellschaftlich mehrheitsfähig geworden.

Doch die Deutungen von Hofstadter und anderen hallten offensichtlich noch lange nach. Kaum anders wäre sonst zu erklären, wie lange der amerikanische Konservatismus in den folgenden Jahren eine Art blinder Fleck der US-Geschichtsschreibung blieb. So jedenfalls diagnostizierte es noch 1994 Alan Brinkley in einem seitdem viel zitierten Aufsatz – immerhin 14 Jahre nach der »Reagan Revolution«. Die amerikanischen Historiker, so Brinkley, hätten über das *progressive movement* und den amerikanischen Liberalismus weitaus intensiver geforscht als über die politische Gegenseite. Die Gründe dafür, so Brinkley, seien vielfältig. Zwar habe man nicht übersehen, dass es das gesamte 20. Jahrhundert über Versuche von Industriellen und konservativen Unternehmern gegeben habe, die sozialreformerischen Tendenzen des New Deal zu unterlaufen; doch eine Massenbasis für ein solches Projekt sei in der Meinung vieler sich eher als progressiv verstehender Historiker quasi undenkbar gewesen, was an die heutige, weitverbreitete, aber dennoch irriige Auffassung erinnert, bei der »Tea Party« handele es sich in Wahrheit lediglich um das Projekt einiger schwerreicher konservativer Mäzene samt eingekaufter Claqueure.<sup>6</sup> Überdies habe es sich beim sich nach 1945 formierenden Konservatismus um einen merkwürdigen ideengeschichtlichen Hybriden gehandelt, was womöglich ebenfalls die Beschäftigung mit dem Gegenstand erschwert habe. Folgerichtig rief Brinkley dazu auf, diese Schwierigkeiten zu überwinden und ein bisher kaum beackertes Forschungsfeld endlich zu betreten, denn dadurch müsste die amerikanische Geschichte insgesamt aus neuen Blickwinkeln und Erzählperspektiven gedeutet werden.<sup>7</sup>

20 Jahre später kann von einer Vernachlässigung kaum noch die Rede sein. Zugespitzt könnte man sagen, dass die Ignoranz der Obsession gewichen ist: Als »scholarly cottage industry« hat kürzlich Robert B. Horwitz die Erforschung des amerikanischen Konservatismus bezeichnet.<sup>8</sup> Da sind nicht nur die unzähligen Werke amerikanischer Historiker, die sich mittlerweile in fast allen denkbaren Einzelaspekten der Thematik gewidmet haben. Auch auf dem populären Buchmarkt ist der Boom an Biografien und übergreifenden

5 Vgl. *John Mickelthwait/Adrian Wooldridge*, *The Right Nation. Conservative Power in America*, New York 2005, S. 59f.

6 Vgl. als eine der wenigen guten Darstellungen zur »Tea Party« und auch für deren Einordnung in die Geschichte des US-Konservatismus *Theda Skocpol/Vanessa Williamson*, *The Tea Party and the Remaking of Republican Conservatism*, Oxford University Press, Oxford 2012, 246 S., geb., 24,95 \$.

7 Vgl. *Alan Brinkley*, *The Problem of American Conservatism*, in: *AHR* 99, 1994, S. 409–429; in eine ähnliche Richtung argumentierte bereits Michael Kazin zwei Jahre zuvor in einer Sammelrezension über den amerikanischen Konservatismus, vgl. *Michael Kazin*, *The Grass-Roots Right. New Histories of U.S. Conservatism in the 20th Century*, in: *AHR* 97, 1992, S. 136–155.

8 *Robert B. Horwitz*, *America's Right. Anti-establishment Conservatism from Goldwater to the Tea Party*, Cambridge 2013, preface, S. VI.

Gesamtdarstellungen der Bewegung und ihrer Protagonisten quasi ungebrochen. Jedenfalls: All diese Arbeiten (die nicht selten auch die gleiche Geschichte erzählen) in ihrer Gesamtheit zu würdigen, wäre selbst im Rahmen eines ausführlichen Forschungsberichts unmöglich. So kann es nur darum gehen, einige breite Schneisen in das Dickicht eines extrem ausdifferenzierten Forschungsfelds zu schlagen und dabei die entscheidenden Fragen und Kontroversen nachzuzeichnen – und schließlich vielleicht zu skizzieren, welche Innovationspotenziale sich daraus ergeben.<sup>9</sup>

Dabei soll es erstens um den amerikanischen Konservatismus als *intellectual history* gehen – ein Feld, das am frühesten bearbeitet wurde, um danach jedoch vernachlässigt zu werden, zweitens um Arbeiten, die sich mit den Akteuren und Strategien konservativer Mobilisierung seit den 1960er Jahren beschäftigt haben, drittens um die besondere Bedeutung der religiösen Rechten und viertens erscheint es lohnenswert, die Diskussionen abzubilden, die um die Frage kreisen, wie nachhaltig die *conservative revolution* das Land in den letzten Jahrzehnten wirklich verändert hat.

## II. BEWEGUNG DER POLITISCHEN IDEEN? ZUR INTELLECTUAL HISTORY DES AMERIKANISCHEN KONSERVATIVISMUS

Wenn es einen Bereich gab, für den Brinkleys Klage schon 1994 unzutreffend erschien, dann war es fraglos die Geschichte konservativer Intellektueller. Das mochte zum Teil auch den historischen Tatsachen geschuldet gewesen sein. Im Selbstverständnis vieler Akteure – was angesichts des immer wieder durchbrechenden Antiintellektualismus einzelner Vertreter der Republikanischen Partei erstaunlich erscheinen mag – hatte man sich stets als ideenzentrierte Bewegung verstanden. Im Kosmos des amerikanischen Konservatismus spielten die Traktate und Bücher führender Intellektueller tatsächlich eine ungewöhnlich große Rolle. Es existiert bis zum heutigen Tage eine regelrechte »Schriftkultur«<sup>10</sup>, zu der ein Kanon von einem knappen Dutzend wichtiger Bücher gehört: von Friedrich August von Hayeks »The Road to Serfdom«, Russel Kirks »The Conservative Mind« über William Buckley's »God and Man at Yale« und natürlich bis hin zu Ayn Rands dystopischem Roman-Bestseller »Atlas Shrugged«. Es ist jedenfalls auch für Forscher, die sich mit dem Innenleben der konservativen Organisationen vertraut gemacht haben, stets erstaunlich, wie stark dieses und andere Bücher dort von Aktivisten rezipiert und auch rezipiert werden.

Hinzu kam: Noch bevor sich die verschiedenen »Konservatismen« innerhalb der Republikanischen Partei zusammengeschlossen hatten, hatten sich als Konservative verstehende Intellektuelle bereits im Schulterschluss geübt. Genau das war das Thema von George Nashs »The Conservative Intellectual Movement in America« von 1976 – einem Buch also, das lange vor Brinkleys Bestandsaufnahme erschienen war und auch von diesem selbst als quasi einsamer Monolith zum Thema gewürdigt wurde.<sup>11</sup> Das Buch, zuletzt

9 Hingewiesen werden muss an dieser Stelle auch auf die ausführliche Überblicksdarstellung von *Kim Phillips-Fein*, *Conservatism. A State of the Field*, in: *The Journal of American History* 2011, S. 723–743; für eine generelle, sinnvolle, auch ideengeschichtliche Einordnung des *American Conservatism* im Vergleich zum europäischen Verständnis von Konservatismus vgl. *Michael Hochgeschwender*, *Das Ende des Konsenses: Die Re-formation des US-amerikanischen conservatism seit den 1960er Jahren*, in: *Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung* 16, 2006, H. 4, S. 131–166.

10 *Michael Lee*, *The Conservative Canon and Its Uses*, in: *Rhetoric and Public Affairs* 15, 2012, S. 1–40.

11 Vgl. *George H. Nash*, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945. Thirtieth-Anniversary Edition*, Wilmington 2006.

wieder 2006 in Neuauflage erschienen, hat dabei früh den Grundtenor der Interpretation bestimmt. Obgleich Nash der Bewegung in Sympathie verbunden war, ist die Mehrzahl seiner liberalen Fachkollegen diesem Grundtenor gefolgt. Deswegen scheint es geboten, seine Grundzüge noch einmal zu skizzieren. Nash identifizierte drei separate ideengeschichtliche Stränge des amerikanischen Konservatismus: *Libertarians*, *Traditionalists* und *Anti-Communists*. In der Gruppe der *Libertarians* würdigte er primär den Einfluss europäischer Ökonomen, vor allem Friedrich August von Hayek, aber auch Ludwig von Mises, die aus der Auseinandersetzung mit den totalitären Diktaturen den Schluss gezogen hatten, dass sich ökonomische Freiheit und individuelle Freiheit nicht trennen ließen; gab man das eine auf, dann war man, in den Worten Hayeks, bereits auf dem »Weg zur Knechtschaft«. <sup>12</sup> Natürlich war das anschlussfähig an ältere amerikanische Traditionen: »States' Rights«, »limited government« oder »rugged individualism«. Aber Nash beharrte darauf, dass der entscheidende intellektuelle Überbau von europäischen Ökonomen kam. <sup>13</sup> Erst danach hätten amerikanische Autoren, wie zum Beispiel Albert Jay Nock, eine ausgereifte Kritik an der Ordnung des New Deal vornehmen können.

Die zweite Gruppe, die Nash identifizierte, waren die *Traditionalists*. Sie fürchteten weniger die Allmacht des Staats als die Versuchungen der Moderne. Dem europäischen Verständnis von Konservatismus, etwa im Sinne Edmund Burkes, kam diese Gruppe von Denkmern am nächsten. Ihre wichtigsten Vertreter waren Richard Weaver und vor allem Russell Kirk, dessen Buch »The Conservative Mind« <sup>14</sup> schnell zum Klassiker aufstieg. Sie forderten eine Rückbesinnung auf christliche Werte, fürchteten sich vor der Massengesellschaft, glaubten an Ordnung und Hierarchie und warnten vor übereilten gesellschaftlichen Reformen.

Nash identifizierte überdies eine eigenständige dritte Gruppe: die *Anti-Communists*. Ganz stringent erschien diese Trias allerdings nicht mehr, handelte es sich beim Antikommunismus doch weniger um eine eigenständige, entwickelte Weltanschauung, sondern eher um eine übergreifende, negative Integrationsideologie: Sie war der Zement, der die anderen Konservatismen zusammenhielt.

Nash zeichnete das Zusammenwirken wie das Aufeinanderprallen dieser drei Gruppen vor allem anhand der Diskussionszusammenhänge innerhalb der »National Review« nach, jener von William F. Buckley 1955 gegründeten Zeitschrift, die bald als quasi-offizielles Organ der Bewegung galt. Buckley hatte eben nicht nur klare Grenzen demarkiert und dabei ultra-rechte Bewegungen wie die antisemitische und rassistische »John Birch Society« herausgedrängt. Es war ihm auch gelungen, die teilweise äußerst extravaganten und exaltierten Autoren der ersten Jahre bei der Stange zu halten, und das obgleich Misstrauen oder sogar offene Feindschaft zwischen den Protagonisten eher die Regel war. Allein: Wie diese Spannungen intellektuell aufgelöst wurden, darüber erfuhr man schon bei Nash letztlich nur wenig. Dieser verwies, gewiss zu Recht, neben Buckleys Moderationskünsten auf die Arbeiten von Frank Meyer, der besonderes Talent bei der Amalgamierung der verschiedenen Strömungen gezeigt habe. 1964, dem Jahr der Goldwater-Kampagne, sei er endgültig zum Stichwortgeber der sogenannten Fusionisten innerhalb der Bewegung aufgestiegen, als er in seiner Anthologie »What is Conservatism?« gemeinsame, konsensfähige Grundlagen von *Traditionalists* und *Libertarians* aufzeigte: Widerstand gegen staatliche Planung, den Vorrang des Individuums gegen staatliche Bevormundung, Antikommunismus und die Interpretation der Verfassung in ihrem vermeintlich ursprünglichen Verständnis. <sup>15</sup>

12 Friedrich August von Hayek, *The Road to Serfdom*, New York 2008.

13 Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*, S. 2.

14 Russell Kirk, *The Conservative Mind*. From Burke to Eliot, 3., überarb. Aufl., Chicago 1960.

15 Nash, *The Conservative Intellectual Movement in America since 1945*, S. 266ff.; Frank Meyer (Hrsg.), *What is Conservatism?*, New York 1964.

Jedenfalls: Die Forschung hat sich in den letzten Jahren eher auf Nash gestützt, statt sich an ihm ernsthaft abgearbeitet zu haben; größtenteils wird die *intellectual history* der Bewegung in den Grenzen erzählt, die Nash 1976 vorgegeben hat.<sup>16</sup> Es gibt bisher noch immer keine Gesamtdarstellung der konservativen Ideengeschichte, die diese herausfordern würde. Freilich ist mittlerweile eine Gruppe von Denkern in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, die bei Nashs erster Publikation diese Prominenz und Sichtbarkeit noch nicht besaß: die sogenannten *Neoconservatives*, eine Gruppe größtenteils jüdischer New Yorker Intellektueller um Irving Kristol und Norman Podhoretz.<sup>17</sup> Das Besondere an ihnen ist zunächst eine biografische Gemeinsamkeit: Bei fast allen handelt es sich um ehemalige Liberale, die in den 1960er Jahren aus Enttäuschung über die »Great Society« Lyndon B. Johnsons in das sich bereits formierte konservative Lager wechselten; Kristol selbst lieferte dabei die Definition für diese Art von konservativer Konversion: »A conservative is a liberal mugged by reality.«<sup>18</sup> In ihren innenpolitischen Positionen hatten sie bereits libertäre wie traditionalistische Positionen miteinander in Einklang gebracht (wenngleich sie weniger marktradikal waren als die ersteren), doch die entscheidende thematische Fixierung der *Neoconservatives* lag und liegt ohnehin auf einem ganz anderen Gebiet: Amerikas Rolle in der Welt. Beeinflusst von Leo Strauss und Carl Schmitt traten sie für eine interventionistische Außenpolitik ein, die neben klassischen, geostrategischen Motiven auch das Ziel verfolgte, Demokratie zu verbreiten. Seit dem 11. September hat diese Gruppe zumindest in der öffentlichen Debatte besondere Aufmerksamkeit erfahren: Sind es doch angeblich die *Neoconservatives* der »Zweiten Generation«, die innerhalb der Bush-Regierung besonders energisch auf den Regimewechsel im Irak drängten (wie etwa der stellvertretende Verteidigungsminister jener Jahre, Paul Wolfowitz).<sup>19</sup> Inwieweit dies zutreffend ist, wird erst durch die künftigen Arbeiten von Zeithistorikerinnen und -historikern festgestellt werden können, aber fraglos hat diese öffentliche Diskussion zu einer Intensivierung des Studiums der historischen Wurzeln der *Neoconservatives* beigetragen.<sup>20</sup>

Allerdings legen die gegenwärtigen Schwerpunkte nahe, dass die von Nash behauptete Balance von Traditionalisten und Libertären die Perspektive leicht verzerrt hat – scheinen die Ideen der letzteren schon damals und erst recht für unsere Gegenwart doch eine sehr viel größere Rolle zu spielen. Hatte Nash die Rolle der radikalen Verteidigerin eines ungezügelten Kapitalismus und Lobpreiserin des uneingeschränkten Egoismus, Ayn Rand, eher marginalisiert und buchstäblich als Randphänomen behandelt, gilt sie heute mit ihren millionenfach verkauften Romanen »Atlas Shrugged« und »The Fountainhead« als Wegbereiterin marktliberalen Denkens, die mehrere Generationen von Konservativen prägte,

16 Vgl. auch die Aufsatzsammlung von Nash, die mit dem Abstand von drei Jahrzehnten zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt wie bereits in seinem Hauptwerk: *George H. Nash, Reappraising the Right. The Past and Future of American Conservatism*, ISI Books, Wilmington 2009, 446 S., geb., 27,95 \$.

17 Nur in Nashs letztem Kapitel (»Can the Vital Center Hold?«) spielen Kristol und andere *Neoconservatives* eine größere Rolle.

18 Zit. nach: *Allan J. Lichtman, White Protestant Nation. The Rise of the American Conservative Movement*, New York 2008, S. 284.

19 Vgl. das sehr anregende Buch über Geschichte und Gegenwart der Bewegung von *Micklethwait/Wooldridge, The Right Nation*, S. 198ff.

20 Besonders hervorzuheben ist dabei Benjamin Balints Geschichte des Magazins »Commentary«, an dessen ideologischer Standortverlagerung sich die Wandlungen der *Neoconservatives* zeigen, vgl. *Benjamin Balint, Running Commentary. The Contentious Magazine that Transformed the Jewish Left into the Neoconservative Right*, New York 2010; allgemeiner: *Justin Vaisse, Neoconservatism. The Biography of a Movement*, Cambridge, MA 2010.

wie vor allem die hervorragende Biografie von Jennifer Burns zeigt.<sup>21</sup> Während es hier oder bei übergreifenderen Darstellungen zum *libertarian movement* häufig darum geht, den bleibenden Einfluss dieser Strömung bis in die Gegenwart zu dokumentieren<sup>22</sup>, handeln die wenigen Arbeiten über die *Traditionalists* eher von am Ende stark marginalisierten Einflüssen; das gilt etwa für die *Southern Agrarians*, eine Gruppe von Intellektuellen aus den amerikanischen Südstaaten, die klassische Modernitätskritik betrieben, die Urbanisierung und Industrialisierung des Landes beklagten und eine Rückkehr zu Amerikas Wurzeln als Agrarland forderten.<sup>23</sup> Im Laufe der 1950er und 1960er Jahre aber seien solche und andere, eher im europäischen Sinne klassisch-konservative Positionen schließlich immer stärker marginalisiert worden.<sup>24</sup> Andere, wie etwa Julian Zelizer, glauben, dass Nashs Behauptung einer »Fusion« der verschiedenen Ideologeme in eine kohärente Weltanschauung eine Chimäre gewesen sei: Die konservative Bewegung sei ideologisch mindestens ebenso fragil gewesen wie die vorherige New-Deal-Koalition, ständig habe es Formelkompromisse und Ad-hoc-Bündnisse gegeben; nie hätten sich die verschiedenen Flügel auf einen gemeinsamen Nenner einigen können.<sup>25</sup>

Schließlich hat es insbesondere in den letzten Jahren mehrere Arbeiten gegeben, die nicht die unmittelbare Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als die entscheidende intellektuelle Formierungsphase der Bewegung betrachten, sondern historisch weiter ausholen. Zum einen gilt dieses für sehr breit angelegte, synthetisierende Arbeiten wie etwa Patrick Allitts »The Conservatives«, der die Wurzeln konservativen Denkens von den *Federalists* bis in die Bush-Jahre verfolgt.<sup>26</sup> Spezifischer sind zum anderen jedoch die Versuche, bereits die 1920er und 1930er Jahre als Formierungsphase des modernen Gegensatzes zwischen amerikanischem *liberalism* und *conservatism* zu sehen. Allan Lichtman sieht in seinem sehr kontrovers diskutierten Buch die 1920er Jahre als entscheidend an, als das weiße, protestantische Amerika sich aus Angst vor dem Verlust seiner kulturellen Vormachtstellung radikalisierte – weswegen er als genuine Vorläufer der Bewegung den Ku-Klux-Klan und andere rassistische Organisationen einstuft.<sup>27</sup> Geläufiger aber ist eine Neuperiodisierung, die den Widerstand gegen die Sozialgesetzgebung des New Deal als Beginn konservativen Widerstands gegen den modernen Interventions- und Wohlfahrtsstaat ansieht.<sup>28</sup> So

- 
- 21 *Jennifer Burns*, *Goddess of the Market. Ayn Rand and the American Right*, Oxford/New York etc. 2009; vgl. außerdem aus neuerer Zeit, aber weniger explizit in Bezug auf Ayn Rands Bedeutung für den amerikanischen Konservatismus: *Anne C. Heller*, *Ayn Rand and the World She Made*, New York 2009.
- 22 *Brian Doherty*, *Radicals for Capitalism. A Freewheeling History of the Modern American Libertarian Movement*, New York 2007.
- 23 *Paul V. Murphy*, *The Rebuke of History. The Southern Agrarians and American Conservative Thought*, Chapel Hill, NC 2001.
- 24 Vgl. *Jennifer Burns*, In Retrospect: George Nash's The Conservative Intellectual Movement in America since 1945, in: *Reviews in American History* 32, 2004, S. 447–462; vgl. für eine eher pessimistische Bestandsaufnahme auch die Arbeit von Historikern, die sich selbst zum traditionell-konservativen Flügel der Bewegung zählen: *Kenneth L. Deutsch/Ethan Fishman* (Hrsg.), *The Dilemmas of American Conservatism*, The University Press of Kentucky, Lexington, KY 2010, 232 S., geb., 40,00 \$.
- 25 *Julian E. Zelizer*, Rethinking the History of American Conservatism, in: *Reviews in American History* 38, 2010, S. 367–392.
- 26 *Patrick Allitt*, *The Conservatives. Ideas and Personalities throughout American History*, New Haven, CT/London 2009.
- 27 *Lichtman*, *White Protestant Nation*. Vgl. hierzu die sehr kritische Rezension von *David Frum*, *Point of Origin*, in: *The New York Times*, 29.6.2008, URL: <<http://www.nytimes.com/2008/06/29/books/review/Frum-t.html>> [25.2.2014].
- 28 *Kim Phillips-Fein*, *Invisible Hands. The Making of the Conservative Movement from the New Deal to Reagan*, New York 2009; *Gordon Lloyd/David Davenport*, *The New Deal and Modern American Conservatism. A Defining Rivalry*, Stanford 2013.

sehen einige Roosevelts Vorgänger im Weißen Haus, Herbert Hoover, als wirklichen Spiritus Rector eines konservativen Laissez-faire<sup>29</sup>, während andere die von Industrie-Tycoonen finanzierte »Liberty League« als Vorläufer identifizieren.<sup>30</sup>

### III. AKTEURE UND STRATEGIEN KONSERVATIVER MOBILISIERUNG

Doch wie bereits erwähnt: Stärker als von den ideengeschichtlichen Potenzialen der Bewegung hat sich die amerikanische Geschichtswissenschaft von deren Fähigkeit zur Massenmobilisierung fasziniert gezeigt – hier, in ihrer Strategie- und Organisationsfähigkeit, und nicht etwa in der Anziehungskraft konservativer Ideen, wird der eigentliche Grund für die lange anhaltende Erfolgsgeschichte der Bewegung gesehen. Dabei ist es allgemeiner Konsens, dass die 1950er und 1960er Jahre als Sattelzeit konservativer Sammlung gelten können und die Mobilisierung dann Ende der 1970er Jahre ihren Höhepunkt erreichte.<sup>31</sup> Sehr früh stand dabei zum einen die These des konservativen Backlash im Vordergrund: Als Reaktion auf die beschleunigte Modernisierung der Nachkriegszeit mit ihrer Infragestellung traditioneller Moralvorstellungen, eine teils militante Jugend- und Studentenkultur und schließlich auf das Scheitern der übertriebenen Hoffnungen in die Sozial- und Umverteilungspolitik der »Great Society« Lyndon B. Johnsons hätte sich insbesondere die weiße Mittelschicht für konservative Botschaften immer stärker empfänglich gezeigt.<sup>32</sup> Nichts freilich hat nach dieser Lesart so sehr das Ende demokratischer Dominanz eingeleitet wie die Bürgerrechtspolitik zur Beseitigung der Benachteiligung der Afroamerikaner im Süden der USA, symbolisiert durch den »Civil Rights Act« von 1964 und den »Voting Rights Act« von 1965. Die Partei entfremdete sich dadurch von ihrer bis dahin treuesten Klientel: weißen, konservativen Wählern aus den Südstaaten.<sup>33</sup> Schon mit der Wahl Richard Nixons 1968 und seiner »Southern Strategy« konnte der Süden dann erstmals zur Bastion der Republikanischen Partei werden.<sup>34</sup>

Doch mit der Zeit hat sich der Akzent verlagert: Ohne die Veränderungen des gesellschaftlichen Klimas außer Acht zu lassen, liegt der Schwerpunkt heute stärker bei den spezifischen »Leistungen« konservativer Eliten und wie sie aus den veränderten Rahmenbedingungen Kapital schlagen konnten. Dies gilt besonders für den jahrzehntelangen Aufbau eines intellektuellen Paralleluniversums, das die konservative Bewegung zum angeblich liberal geprägten »Establishment« errichtet hat, mit dem Ziel – so die allgemeine Auffassung –, die Hoheit über den öffentlichen Diskurs zu erobern: Zeitschriften, Zeitun-

29 Ebd.

30 *Phillips-Fein*, *Invisible Hands*.

31 *Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer* (Hrsg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2008, 384 S., kart., 22,50 €.

32 Auch in den Darstellungen konservativer Historiker spielt, bei aller Würdigung der »Helden« der Bewegung wie etwa Ronald Reagan, die Backlash-These eine große Rolle, vgl. etwa *Steven F. Hayward*, *The Age of Reagan. The Fall of the Old Liberal Order 1964–1980*, New York 2001. Vgl. für eine neuere Darstellung zur Entfremdung der weißen Arbeiterklasse von der demokratischen Partei auch *Colleen Doody*, *Detroit's Cold War. The Origins of Postwar Conservatism*, University of Illinois Press, Urbana 2013, 192 S., geb., 50,00 \$.

33 Vgl. hier stellvertretend für zahlreiche andere Arbeiten zum Komplex »Conservatism and Race« vor allem *Joseph E. Lowndes*, *From the New Deal to the New Right. Race and the Southern Origins of Modern Conservatism*, New Haven, CT/London 2008; *Dan T. Carter*, *The Politics of Rage. George Wallace, the Origins of the New Conservatism, and the Transformation of American Politics*, New York 1995.

34 Vgl. *Earl Black/Merle Black*, *The Rise of Southern Republicans*, Cambridge, MA/London 2003.

gen und Verlage, Schulen, Universitäten und vor allem konservative Thinktanks. Doch über letztere existieren trotz ihres unbestreitbar gewaltigen Einflusses auf republikanisch dominierte Regierungen bislang nur sehr wenig fundiert historische Studien; Arbeiten, die sich der Gründung des immerhin schon 1943 aus der Taufe gehobenen »American Enterprise Institute« widmen, sucht man ebenso vergeblich wie Arbeiten zur nicht minder einflussreichen »Heritage Foundation«, deren Gründung in den 1970er Jahren erfolgte.<sup>35</sup> Dabei sind die Spuren dieser Institutionen in vielen Einzelstudien stets gegenwärtig. Ein hervorstechendes Beispiel ist die Arbeit von Steven Teles, der den großen Einfluss einzelner Thinktanks bei seiner Geschichte des »Conservative Legal Movement«, das versuchte, konservative Ideen in den rechtswissenschaftlichen Fakultäten und juristischen Berufsverbänden durchzusetzen, angemessen würdigt.<sup>36</sup>

Anders sieht es bei der Forschung zu den Leitmedien der Bewegung aus: Insbesondere zur »National Review«, aber auch zu anderen Zeitschriften, existiert mittlerweile eine Fülle an Literatur.<sup>37</sup> Einzig die Geschichte des immens einflussreichen »Talk Radios« – allein der ultrakonservative Radio-Host Rush Limbaugh erreicht mit seinem Programm je de Woche Millionen Amerikaner – scheint bisher eher wenig Beachtung zu finden, wenngleich vereinzelt darauf hingewiesen wurde, dass auch hier die Wurzeln bis in die 1940er Jahre zurückreichen.<sup>38</sup>

Interessanterweise hat die Analyse der konservativen Massenorganisationen gezeigt, dass selbst inmitten der vordergründig so progressiven 1960er Jahre bereits längst gegenläufige Prozesse stattfanden – im Grunde also bevor eine militante *Counterculture* Angst und Verunsicherung in der amerikanischen Mittelklasse hätte hervorrufen können. Entscheidend erscheint hier vor allem die Rolle der Jugendorganisation »Young Americans for Freedom« (YAF), wie sie von Gregory Schneider und anderen analysiert wurde.<sup>39</sup> 1960 mit maßgeblicher Unterstützung von Buckley gegründet, hat sie versucht, ein Gegengewicht zur linken »Gegenkultur« an den amerikanischen Colleges zu schaffen, unter anderem durch ihre Unterstützung des Vietnamkriegs. Bei der Kampagne Barry Goldwaters

35 Vgl. allerdings neuerdings den »Insiderbericht« des mit »Heritage« affilierten Historikers *Lee Edwards*, *Leading the Way. The Story of Ed Feulner and the Heritage Foundation*, New York 2013; allgemein zu konservativen Thinktanks: *Jason Stahl*, *From Without to Within the Movement. Consolidating the Conservative Think Tank in the 1960s*, in: *Laura Jane Gifford/Daniel K. Williams* (Hrsg.), *The Right Side of the Sixties. Reexamining Conservatism's Decade of Transformation*, Palgrave Macmillan, New York 2012, 284 S., geb., 90,00 \$, S. 101–120. Stahl (auf S. 115, Anm. 3) versucht im Übrigen, diese Forschungslücke durch die schlechte Materiallage zu begründen. Vgl. weiterhin allgemeiner *Alice O'Connor*, *Financing the Counterrevolution*, in: *Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer* (Hrsg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Cambridge, MA/London 2008, S. 148–170. Zahlreiche Hinweise auf den Aufbau einer konservativen Expertenkultur finden sich allerdings auch bei *Daniel T. Rodgers*, *Age of Fracture*, Harvard University Press, Cambridge 2011, 352 S., kart., 29,95 \$.

36 Vgl. *Steven M. Teles*, *The Rise of the Conservative Legal Movement. The Battle for Control of the Law*, Princeton, NJ 2010.

37 Zum Überblick über konservative Zeitschriften im 20. Jahrhundert vgl. *Ronald Lora/William Henry Longton* (Hrsg.), *The Conservative Press in Twentieth-Century America*, Westport, CT 1999; *Jeffrey Peter Hart*, *The Making of the American Conservative Mind. National Review and Its Times*, Wilmington, DE 2005; *Carl T. Bogus*, *Buckley. William F. Buckley Jr. and the Rise of American Conservatism*, Bloomsbury Press, New York 2011, 416 S., kart., 20,00 \$.

38 Vgl. *Heather Hendershot*, *What's Fair on the Air? Cold War Right-Wing Broadcasting and the Public Interest*, Chicago/London 2011.

39 Vgl. *Gregory L. Schneider*, *Cadres for Conservatism. Young Americans for Freedom and the Rise of the Contemporary Right*, New York/London 1999; *John A. Andrew III.*, *The Other Side of the Sixties. Young Americans for Freedom and the Rise of Conservative Politics*, New Brunswick, NJ 1997.



für die Nominierung als republikanischer Präsidentschaftskandidat 1963/64 spielten die Aktivisten der YAF schließlich eine entscheidende Rolle und zahlreiche Galionsfiguren der konservativen Bewegung gerieten hier zum ersten Mal mit Politik in Berührung. Allerdings lässt sich selten die Bewegung innerhalb solch fester Strukturen analysieren. Eher hat man den Eindruck, dass die Formierung und Mobilisierung des amerikanischen Konservatismus in den 1960er und 1970er Jahren im Rahmen kurzfristiger Issue-Kampagnen verlief: Ein bestimmtes Thema wurde virulent und mit Unterstützung konservativer Eliten gründeten sich Gruppen, die sich einzig und allein dieses Themas annahmen. Das galt etwa für die von Phyllis Schlafly gegründete STOP-ERA-Bewegung, die Anfang der 1970er Jahre aus Furcht vor dem Zerfall der traditionellen Familie Front gegen das »Equal Rights Amendment« (ERA) machte.<sup>40</sup> Doch auch wenn diese und andere Bewegungen danach schnell wieder von der Bildfläche verschwanden: Durch sie wurden Netzwerke zwischen den verschiedenen Akteuren geschaffen, die insbesondere in den Wahlkämpfen republikanischer Politiker wieder aktiviert werden konnten. Überhaupt gilt: Da die amerikanischen Parteien selbst als Organisationen rudimentär sind, waren die Wahlkampagnen von Politikern wie Richard Nixon, Barry Goldwater, Ronald Reagan bis hin zu George W. Bush stets die entscheidenden »Rallying Points«, durch die sich die Bewegung definierte und in denen über die programmatische Ausrichtung entschieden wurde.<sup>41</sup> Die Kampagnen Goldwaters und Reagans etwa sorgten so für jene Art von Gemeinschaft stiftendem Generationenerlebnis, wie es auf der politischen Linken mit der Teilnahme an sozialen Bewegungen der Fall war.

#### IV. DIE RELIGIÖSE RECHTE

Darüber hinaus stellt, wenig überraschend, die Analyse der Mobilisierung der christlichen Rechten einen wichtigen Schwerpunkt der historischen Forschung zum amerikanischen Konservatismus dar, wenngleich die Grenzen zu Nachbardisziplinen, wie etwa der Religionssoziologie, fließend verlaufen. In der Tat scheint kaum etwas so offenkundig zur Erklärung der gegenwärtigen Polarisierung der amerikanischen Politik beizutragen wie die »Culture Wars«<sup>42</sup> zwischen dem liberalen und konservativen Amerika. Viele Beobachter hat diese Entwicklung unvorbereitet getroffen, nicht nur, weil die amerikanische Gesellschaft nicht dem Säkularisierungspfad europäischer Gesellschaften folgte, sondern auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts tief religiös blieb. Darüber hinaus schien zunächst auch wenig dafür zu sprechen, dass dieses religiöse Revival tiefer gehende politische Konsequenzen haben würde. Religiöse Fragen spielten bis in die 1970er Jahre nur eine geringe Rolle in der amerikanischen Politik. Wenn sie dies taten, so schien religiöses Engagement – wie etwa beim »Civil Rights Movement« – eher mit progressiven Anliegen verknüpft. Strukturierend für die Konflikte im amerikanischen Parteiensystem waren zumindest vordergründig eher sozioökonomische und ethnische Konfliktlinien gewesen. In den 1970er Jahren aber änderte sich das und besonders mit dem Auftreten der religiösen

40 Vgl. hier vor allem die brillante Biografie von *Donald T. Critchlow*, *Phyllis Schlafly and Grassroots Conservatism. A Woman's Crusade*, Princeton, NJ 2005.

41 Vgl. zur Bedeutung der genannten Kampagnen für die Formierung und Identitätsbildung des amerikanischen Konservatismus: *Laura Jane Gifford*, *The Center Cannot Hold. The 1960 Presidential Election and the Rise of Modern Conservatism*, DeKalb 2009; *Perlstein*, *Before the Storm*; *Matthew Dallek*, *The Right Moment. Ronald Reagan's First Victory and the Decisive Turning Point in American Politics*, Oxford/New York etc. 2004; *Andrew P. Hogue*, *Stumping God. Reagan, Carter, and the Invention of a Political Faith*, Baylor University Press, Waco 2012, 343 S., geb., 49,95 \$.

42 *James Davison Hunter*, *Culture Wars. The Struggle to Define America*, New York 1991.

Rechten entstand eine neue Konfliktlinie, die alte Cleavages überlagerte, bisweilen sogar verdrängte. Unter anderem ausgelöst durch die liberalen Entscheidungen des Supreme Court zu Abtreibung (Roe vs. Wade, 1973) und Schulgebet (Engel vs. Vitale, 1962), kam es dabei vor allem zur Politisierung und Mobilisierung der evangelikalen Bewegung.<sup>43</sup>

Der Begriff »evangelikal« selbst ist dabei äußerst unscharf, bezeichnet er doch keine zentralisierte Amtskirche, sondern dient als Oberbegriff für protestantische Gemeinden, die sich durch bestimmte gemeinsame Merkmale auszeichnen – die allerdings wiederum so umstritten sind, dass manche der Meinung sind, der Begriff sei insgesamt wenig brauchbar und man sollte ihn vielleicht ganz vergessen.<sup>44</sup> Dennoch hat die Forschung disziplinübergreifend an dem Begriff festgehalten.<sup>45</sup> Bezeichnet werden mit dem Oberbegriff »evangelikal« in der Regel konservative protestantische Kirchengemeinden, deren Gemeindeglieder an der wörtlichen Interpretation der Bibel festhalten und eine persönliche Glaubenserfahrung, oft im Sinne einer religiösen Konversion, für sich beanspruchen – und sich somit als »born-again Christians«, als »wiedergeborene Christen« definieren. Entscheidend ist dabei, dass der evangelikale Protestantismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts rasant gewachsen ist – während die liberalen Kirchen des »Mainline Protestantism« ebenso markant schrumpften. In der Konsequenz kommt es seitdem zu einer moralisch hoch aufgeladenen Polarisierung des Landes, die jedoch zunächst vor allem ein Konflikt innerhalb des amerikanischen Protestantismus darstellt.

Um zwei Fragen kreist dabei die Diskussion: erstens, und diese Frage ist quasi vorge-schaltet und betrifft den amerikanischen Konservatismus noch nicht direkt: Wie erklärt sich das Wachstum des amerikanischen Evangelikalismus? Zweitens: Warum wird dieser dann schließlich Teil der konservativen Allianz? Denn dieser Prozess ist bei genauerer Betrachtung weitaus weniger zwangsläufig, als man meinen könnte.

Die diskutierten Gründe für den Aufstieg der evangelikalen Bewegung können hier nur angerissen werden: Zum einen haben zahlreiche Historiker und Soziologen vorgeschlagen, sie trotz ihrer konservativen Theologie eben gerade nicht als Gegenbewegung gegen die Moderne zu interpretieren, sondern als spezifischen Ausdruck von Modernität. So hätte die evangelikale Bewegung im Habitus zahlreiche Impulse aus den Jugendbewegungen und der *Counterculture* der 1960er Jahre aufgenommen und sich früher als andere Kirchen moderne Kommunikationsmittel zu eigen gemacht.<sup>46</sup> Die Betonung des individuellen Gotteserlebnisses und die Ablehnung klerikaler Hierarchien hätten überdies ebenso kongenial zu den Individualisierungserfahrungen in modernen Gesellschaften gepasst.<sup>47</sup> Eine zweite Erklärungsebene sieht den Erfolg des Evangelikalismus eng mit den Suburbanisierungsprozessen des Landes verknüpft. Insbesondere in den stark prosperierenden Bundesstaaten des Sunbelts im Südwesten der USA hätten evangelikale Kirchengemeinden mit ihrer Dienstleistungsmentalität und den nach den Gesetzen der Konsumgesellschaft strukturierten »Mega-Kirchen« jenen Sinn nach Gemeinschaftlichkeit ge-

43 Als generellen Überblick zum Komplex »Politik und Religion« in den USA vgl. *Kenneth D. Wald/Allison Calhoun-Brown*, *Religion and Politics in the United States*, Lanham, MD 2011.

44 Vgl. *Donald W. Dayton*, *Some Doubts about the Usefulness of the Category »Evangelical«*, in: *ders./Robert K. Johnston* (Hrsg.), *The Variety of American Evangelicalism*, Knoxville, TN 1991, S. 245–251.

45 Vgl. *Michael Hochgeschwender*, *Amerikanische Religion. Evangelikalismus, Pfingstertum und Fundamentalismus*, Frankfurt am Main/Leipzig 2007.

46 Vgl. *Axel R. Schäfer*, *Countercultural Conservatives. American Evangelicalism from the Postwar Revival to the New Christian Right*, University of Wisconsin Press, Madison, WI/London 2011, 264 S., kart., 29,95 \$.

47 Vgl. vor allem *Michael Lienesch*, *Redeeming America. Piety and Politics in the New Christian Right*, Chapel Hill, NC 1993; *James Davison Hunter*, *Evangelicalism. The Coming Generation*, Chicago/London 1987.

stillt, der in den aus den Boden schießenden Reißbrett-Siedlungen sonst kaum vorfindbar war.<sup>48</sup>

Dass alles freilich erklärt nicht unbedingt, warum sie ab den 1980er Jahren zum loyalsten Wählerblock der Republikanischen Partei wurden. Denn was heute als Selbstverständlichkeit gilt, ist tatsächlich, historisch betrachtet, eher eine Entwicklung jüngerer Datums. Zunächst hatten evangelikale Kirchenführer oft genug eine progressive Agenda verfolgt, standen etwa keinesfalls für einen schrankenlosen Kapitalismus. Und noch 1976, bei der Wahl des Südstaatlers Jimmy Carters, der selbst ein »born-again Christian« war, hatten die Demokraten eine Mehrzahl von ihnen für sich gewinnen können. Ironischerweise war es gerade Carter gewesen, der – im Nachgang der Watergate-Affäre – Moral und Politik aufs Engste miteinander verknüpft hatte, damit zahlreiche der führenden Köpfe der Bewegung für sich einnehmen konnte und so den Evangelikalismus erst endgültig in die Sphäre der Politik gelockt hatte.<sup>49</sup> 1980 aber, bei der Wahl Ronald Reagans, hatten sich die Verhältnisse bereits radikal umgedreht: Enttäuscht von der Carter-Regierung hatten sich die Führungseliten der Bewegung vom Präsidenten abgewendet<sup>50</sup>; 1979 hatte der Baptistenprediger Jerry Falwell die »Moral Majority« gegründet, die dafür sorgte, dass Reagan die Stimmen des evangelikalen Amerika mit großem Vorsprung gewann. Allerdings gehört es weiterhin zu einer der strittigsten Fragen in der Forschung über den amerikanischen Konservatismus, wie es auch fortan gelingen konnte, die Bewahrer christlicher Moralvorstellungen mit den libertären Elementen der Bewegung, die seit den 1960er Jahren innerhalb der »Grand Old Party« den Ton angaben, dauerhaft in eine Koalition zusammenzubringen.

Im Grunde sind es zwei verschiedene Interpretationen, die hier dominieren. Zum einen wird diese Allianz als das Resultat geschickter Bündnispolitik zwischen evangelikalischen Kirchenführern, anderen christlichen Glaubensgemeinschaften sowie mit den übrigen Fraktionen innerhalb der Republikanischen Partei interpretiert. Der christlichen Rechten gelang es dabei in den 1970er Jahren zunehmend, die durchaus vorhandenen liberalen Einflüsse zu marginalisieren und etwa in der nationalen Dachvereinigung, der »National Association of Evangelicals« (NAE)<sup>51</sup>, die Diskurshegemonie zu erringen. Gleichzeitig achteten sie darauf, die früheren Konfessionsschranken (sowohl zu Katholiken als auch zu anderen protestantischen Kirchen) durch einen betont transkonfessionellen Ansatz, auch in der Liturgie, zu minimieren; tatsächlich kam es daher bald zu einer stärkeren Zusammenarbeit der konservativen Elemente in allen christlichen Konfessionen, was sich auch im Wahlverhalten niederschlug: Hatte es bis dahin ein reines Konfessions-Cleavage gegeben, da die Demokraten traditionell katholische ethnische Minderheiten der großen Emigrationswelle um 1900 (Iren, Polen, Italiener) an sich gebunden hatten, wählten fortan die konservativen und regelmäßig praktizierenden Christen aller Konfessionen überwiegend republikanisch, während liberalere Christen (und natürlich säkulare Wähler) den Demokraten bevorzugt ihre Stimme gaben.<sup>52</sup>

Überdies gab es die bewussten und gezielten Strategien konservativer »Bewegungsunternehmer«, eine Allianz zu schmieden – die hier jedoch erschöpfend kaum dargestellt

48 Vgl. *Eileen Luhr*, *Witnessing Suburbia. Conservatives and the Christian Youth Culture*, Berkeley, CA/Los Angeles etc. 2009; *Robert Booth Fowler*, *Unconventional Partners. Religion and Liberal Culture in the United States*, Grand Rapids, MI 1989.

49 Vgl. vor allem *J. Brooks Flippin*, *Jimmy Carter, the Politics of Family, and the Rise of the Religious Right*, Athens, GA 2011.

50 Vgl. auch *Hogue*, *Stumping God*.

51 So zum Beispiel *Schäfer*, *Countercultural Conservatives*.

52 Vgl. hierzu vor allem *Hunter*, *Culture Wars*.

werden können.<sup>53</sup> Eine bedeutende Rolle spielte dabei allerdings fraglos Paul Weyrich, der in den 1970er Jahren maßgeblich an der Gründung der wichtigsten konservativen Thinktanks mitgewirkt hatte und nun dafür sorgte, dass reiche Industrielle die moralischen Kreuzzüge der christlichen Rechten gegen Abtreibung oder Pornografie finanziell unterstützten. In der Reagan-Regierung schließlich drangen Aktivisten der Bewegung schnell in zahlreiche Schlüsselpositionen vor.<sup>54</sup> Auch wählte Reagan Versammlungen der religiösen Rechten, um wichtige programmatische Offensiven anzukündigen – so etwa 1983 bei der Jahresversammlung der NAE, wo er seine legendär gewordene »Evil Empire«-Rede über die Sowjetunion hielt. Eine andere Frage freilich ist, ob Reagan die Herzenthemen der »Christian Right« wirklich so am Herzen lagen, wie er vorgab; die Bilanz der von ihm vorangebrachten oder unterstützten Gesetzesvorlagen scheint – wie unten gezeigt wird – eine andere Sprache zu sprechen.

Es gibt jedoch noch eine zweite Interpretationslinie. Sie steht nicht unbedingt im Gegensatz zu jenen Arbeiten, die vor allem die Kooperation der verschiedenen Akteure und die großen habituellen Anpassungsleistungen der evangelikalen Bewegung würdigen. Aber im Ganzen stehen hier eher die ideologischen Schnittmengen zwischen den verschiedenen Flügeln der Bewegung im Vordergrund. Theoretisch, so der Kern des Arguments, mochte es zwar gewaltige Gegensätze geben zwischen einer religiösen Rechten, die den Eingriff des Staats zur Aufrechterhaltung von Moral und Ordnung fordert, und der libertären Auffassung, dass der Staat sich in das Privatleben der Bürger nicht einzumischen habe. Aber insbesondere in Fragen der Sozialpolitik, so die These, seien die Gemeinsamkeiten im Laufe des 20. Jahrhunderts gewachsen. Zum einen habe es trotz der Tatsache, dass evangelikale Christen häufig eine progressive Agenda verfolgt hätten, hier immer schon eine Affinität für puritanische Wirtschaftsauffassungen gegeben, nach denen wirtschaftlicher Erfolg ebenso verdient sei wie wirtschaftliches Scheitern, weswegen der Markt selbst die göttliche Ordnung der Dinge widerspiegele – und man daher in diesen so wenig wie möglich eingreifen solle.<sup>55</sup>

Zum anderen zeigen gerade viele der hervorragenden Regionalstudien der letzten Jahre, welchen Einfluss die Geografie sowie die generell gewaltigen inneramerikanischen Migrationsströme nach 1945 auf die Verschmelzung von kapitalistischer Wirtschaftsethik mit tiefer Religiosität hatten. Insbesondere in den boomenden Sunbelt-Staaten im Südwesten der USA – also dort, wo evangelikale Kirchen sich des größten Zulaufs erfreuten – hatten zahlreiche der zugezogenen Neuankömmlinge aus dem tiefen Süden der USA und auch den Rustbelt-Staaten einen rasanten sozialen Aufstieg hinter sich gebracht und lebten nun in den hochgradig individualisierten und privatistischen, gigantischen Suburbs rund um Städte wie Los Angeles oder auch Phoenix – Orte, die in ihrer sozioökonomischen Homogenität, aber auch in der für sie charakteristischen weitestgehenden Abwesenheit von Räumen öffentlicher Begegnung nicht unbedingt die Vorstellung von der Sinnhaftigkeit gesellschaftlicher Umverteilung förderten.

Insbesondere Darren Dochuk hat in seiner glänzenden Studie über Südkalifornien gezeigt, wie diese protestantische Migranten aus der Arbeiterklasse, die noch als New-Deal-Demokraten in den Sunbelt gezogen waren, empfänglich für libertäre Auffassungen über die Rolle des Staats wurden.<sup>56</sup> In eine ähnliche Richtung argumentierte schon Lisa Mc-

53 Vgl. noch immer *Lienesch*, *Redeeming America*.

54 *William C. Martin*, *With God on Our Side. The Rise of the Religious Right in America*, New York 1996.

55 Vgl. *William E. Connolly*, *Capitalism and Christianity, American Style*, Durham, NC 2008.

56 *Darren Dochuk*, *From Bible Belt to Sun Belt. Plain-Folk Religion, Grassroots Politics, and the Rise of Evangelical Conservatism*, W. W. Norton & Company, Inc., New York 2010, 520 S., geb., 35,00 \$.

Girr in ihrer 2001 entstandenen Studie über Orange County. Noch stärker als Dochuk in seinem Buch hat sie herausgearbeitet, welche bedeutende Rolle die im Kalten Krieg boomende Militärindustrie bei der Formierung konservativer Weltbilder spielte. Ihre zentrale Stellung für die Ökonomie des Südwestens prägte ebenfalls das Weltbild vieler Amerikaner und machte diese auch für die aggressivere Außenpolitik der Republikanischen Partei zugänglich.<sup>57</sup> Diese und viele anderen Studien zum Sunbelt<sup>58</sup> machen somit auch deutlich, dass die Formierung des amerikanischen Konservatismus keineswegs primär aus Statusunsicherheiten resultierte und die Bewegung somit quasi aus klassischen Modernisierungsverlierern bestand. Vielmehr rekrutierte sie sich aus Amerikanerinnen und Amerikanern, die den optimistischen »American Creed« in ihren eigenen Gemeinschaften verkörpert sahen und Suburbia zum moralischen Gegenpol der von zahlreichen sozialen Problemen überhäuftten amerikanischen Innenstädte stilisierten.

Eine besondere Konstellation bestand in dieser Hinsicht in den Südstaaten. Dort hatte man – spätestens seit dem New Deal – einer intervenierenden Rolle des Staats grundsätzlich positiv gegenübergestanden, und das galt auch und gerade für evangelikale Protestanten. Doch mit der Durchsetzung der Maßnahmen aus dem »Civil Rights Act« und dem »Voting Rights Act« kam es hier zu einer Neubewertung der Rolle der Zentralregierung in Washington, die nun primär mit der Aufhebung der Rassentrennung assoziiert wurde.<sup>59</sup> Überhaupt scheint die These plausibel, dass die Kontroversen um die Sozialpolitik auch viele rassistische Ressentiments absorbierten, die im öffentlichen Diskurs nicht länger sagbar erschienen, wurde doch suggeriert, bei den Empfängern staatlicher Umverteilung handle es sich in erster Linie um Afroamerikaner und andere Minderheiten.<sup>60</sup> Aus dieser Perspektive wählten jedenfalls viele konservative weiße Südstaatler die Republikanische Partei nicht trotz ihrer wirtschafts- und sozialpolitischen Positionen, sondern gerade wegen dieser.<sup>61</sup>

## V. MÄCHTIG, ABER WIRKUNGSLOS? DIE KONTROVERSE UM DIE BILANZ DER »KONSERVATIVEN REVOLUTION«

Freilich gibt es seit einigen Jahren eine Gegenerzählung zur angeblichen Ära konservativer Dominanz seit 1968. Diese Gegenerzählung bestreitet dabei weder die Erfolge der konservativen Bewegung, die Republikanische Partei in ihrem Sinne umzugestalten, noch negiert sie die Wahlerfolge der Partei oder aber den Willen der Akteure zur durchaus grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Transformation. Stattdessen bilanziert sie nüchtern, in welchen Bereichen Politik und Gesellschaft des Landes tatsächlich seit den 1960er und 1970er Jahren – den Dekaden einer vermeintlichen konservativen Tendenzwende – nach rechts gerückt sind. Eine solche Sichtweise allerdings enthüllt dann in der Tat die Grenzen der angeblichen »konservativen Revolution«.

57 *Lisa McGirr*, *Suburban Warriors. The Origins of the New American Right*, Princeton, NJ 2001.

58 Vgl. unter anderem *Matthew D. Lassiter*, *The Silent Majority. Suburban Politics in the Sunbelt South*, Princeton, NJ 2006; *Elizabeth Tandy Shermer*, *Sunbelt Capitalism. Phoenix and the Transformation of American Politics (Politics and Culture in Modern America)*, University of Pennsylvania Press, Philadelphia, PA 2013, 432 S., geb., 49,95 \$.

59 Vgl. *Kevin M. Kruse*, *White Flight. Atlanta and the Making of Modern Conservatism*, Princeton University Press, Princeton 2005, 352 S., geb., 50,00 \$.

60 *Martin Gilens*, *Why Americans Hate Welfare. Race, Media, and the Politics of Antipoverty Policy*, Chicago/London 1999.

61 Vgl. etwa *Nancy MacLean*, *Neo-Confederacy Against the New Deal. The Regional Utopia of the Modern American Right*, in: *Matthew D. Lassiter/Joseph Crespiño* (Hrsg.), *The Myth of Southern Exceptionalism*, Oxford/New York etc. 2009, S. 308–330.

Vergleicht man etwa die Ziele des amerikanischen Konservatismus bezüglich der Erhaltung traditioneller Moralvorstellungen mit den tatsächlichen Resultaten, dann muss die Bilanz recht nüchtern ausfallen. Mancher Ausnahme zum Trotz: Alles in allem dürfte die amerikanische Gesellschaft heute gewiss nicht weniger liberal sein als im Jahr 1968, als mit der Wahl Richard Nixons angeblich die Dekaden konservativer Vorherrschaft eingeläutet wurden. In der dominanten Populärkultur spielte und spielt Sex weiter eine bedeutende Rolle; Homosexualität ist weitaus akzeptierter, als es noch vor Jahrzehnten der Fall war, und in immer mehr Bundesstaaten sind gleichgeschlechtliche Ehen erlaubt; die Scheidungsraten sind beständig gestiegen (interessanterweise übrigens besonders in republikanisch dominierten Bundesstaaten) und die traditionelle Kernfamilie hat überhaupt insgesamt weniger Anhänger als in der Vergangenheit. Selbst bei der Frage der Religiosität der amerikanischen Gesellschaft ist die Lage komplizierter, als es die These von Amerikas Sonderweg der nicht vollzogenen Säkularisierung suggeriert: Denn die Anzahl jener, die angeben, überhaupt keiner Religion anzugehören, ist auch auf der anderen Seite des Atlantiks gewachsen, wenngleich nicht in so dramatischem Umfang wie in Europa.<sup>62</sup> Natürlich gibt es heute überall in den USA Inseln tiefer Religiosität und traditioneller Moralvorstellungen, aber »Mainstream-Amerika« haben all die Kreuzzüge der konservativen Bewegung offenkundig kaum erreicht.

Man mag einwenden, dass solch grundlegende gesellschaftliche Wandlungsprozesse ohnehin vom Willen politischer Akteure wenig zu beeinflussen sind. Nur: Was sagt dieses dann über die tatsächlichen Mentalitäten und Mehrheitsverhältnisse im Land aus? Vor allem aber haben konservative Politiker an jenen Stellen, wo konkrete politische Handlungsspielräume vorhanden waren, letztlich wenig getan, um die Vorhaben der religiösen Rechten zu unterstützen. Das ist auch die These des stark diskutierten Buchs von David T. Courtwright, »No Right Turn«.<sup>63</sup> Auch für ihn stellt die Präsidentschaft Ronald Reagans von 1981 bis 1989 so etwas wie den entscheidenden Lackmustrast dar: So habe ausgerechnet Reagan, noch heute von der Bewegung hymnisch verehrt, für den Supreme Court keineswegs dezidierte Abtreibungsgegner nominiert. Obwohl später schließlich einige Einschränkungen durchgesetzt wurden, blieb die Grundsubstanz der Roe-vs.-Wade-Entscheidung damit unangefochten. Courtwright glaubt, dass die Machtbasis und die gesellschaftlichen Mehrheiten für eine solche Politik einfach gefehlt hätten und insbesondere republikanische Präsidenten daher zwar Themen des »Culture War« im Wahlkampf zur Mobilisierung der eigenen Basis nutzen, sie aber vor der tatsächlichen Umsetzung einer reaktionären Politik dann doch zurückgeschreckt seien. Vor allem jedoch – und das ist ein uns bereits geläufiges Argument – seien wirtschaftliche Interessen innerhalb der konservativen Koalition stets wichtiger gewesen und hätten Vorrang genossen.<sup>64</sup>

Allerdings: Selbst im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik kann man an der Durchschlagskraft der »Reagan Revolution« ebenso zweifeln wie an allen anderen ausgerufenen radikalen Kurswechseln. Dabei hat es hier am Willen zur Umgestaltung seitens der Akteure keinesfalls gemangelt. Gewiss: Reagan kürzte mehrmals die Steuern, deregulierte einige Wirtschaftsfelder und tat alles, um die Macht der amerikanischen Gewerkschaften zu brechen. Allerdings haben vor allem die Arbeiten historisch orientierter Politikwissenschaftler – in erster Linie ist hier Paul Pierson zu nennen – aufgezeigt, wie wenig sich dadurch im Ganzen die Architektur des Staats änderte, und wie schwer es fiel, die Reformen

62 Vgl. Robert D. Putnam/David E. Campbell, *American Grace. How Religion Divides and Unites Us*, New York 2010.

63 David T. Courtwright, *No Right Turn. Conservative Politics in a Liberal America*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2010, 352 S., geb., 28,50 €.

64 Äußerst populär geworden ist diese These mit dem Buch von Thomas Frank, *What's the Matter with Kansas? How Conservatives Won the Heart of America*, New York 2005.

des New Deal zurückzudrehen. Reagan musste die meiste Zeit über mit einer demokratischen Mehrheit im Kongress umgehen, was seine Spielräume natürlich einschränkte, obwohl er im Vergleich zu späteren Präsidenten noch handlungsfähig erschien. Reagan ist überdies als »Great Communicator« beschrieben worden, aber auch er stieß mit seinen Zielen an Grenzen: Theoretisch mochte zwar eine Mehrheit der Amerikanerinnen und Amerikaner das *small government* befürworten, doch sobald es um konkrete Kürzungen in den Sozialversicherungen ging, hatten weder Reagan noch andere ein klares Mandat. Für die Beschneidung besonders teurer Sozialprogramme wie »Medicare« oder »Medicaid« etwa gab es selbst unter republikanischen Wählern keine wirkliche Mehrheit. Außerdem waren da Reagans ehrgeizige Rüstungspläne, die zwar den neokonservativen Falken gefielen, durch die aber das Ziel, den Staat kleiner statt größer zu machen, ebenfalls gefährdet wurde – eine Parallele zur späteren Präsidentschaft George W. Bushs. Am Ende der Präsidentschaft Reagans war die Staatsquote der USA praktisch kaum gesenkt worden.<sup>65</sup> So könnte man sagen, dass seit Ronald Reagan zwar die Abgabenlast sank, die eigentlich angedachten Kürzungen damit aber kaum Schritt hielten – mit den bekannten Finanzierungsproblemen für die Gegenwart. Oder wie es Paul Pierson und Jacob Hacker ausdrückten: Fortan versuchten die Republikaner, »a twenty-first-century government on a mid-twentieth-century tax haul« zu führen.<sup>66</sup>

Andere freilich geben zu bedenken, dass Amerikas Konservative zumindest den öffentlichen Diskurs nach rechts gezogen hätten: Nach Reagans Regentschaft sei es für die Politiker beider Parteien beinahe unmöglich geworden, für die Notwendigkeit von Steuererhöhungen zu plädieren. Die Demokraten brauchten lange, um sich von der eifernden Staatsfeindschaft des amerikanischen Konservatismus abzukoppeln; als Bill Clinton 1996 in seiner »State of the Union« erklärte: »The era of Big Government is over«, da schien die Hegemonie konservativen Denkens trotz eines Demokraten im Weißen Haus weiter zementiert.<sup>67</sup> Überdies: Als Reagan 1988 das Weiße Haus verließ, gab es zum ersten Mal seit Existenz solcher Umfragen eine Mehrheit unter den Amerikanern, die sich als »konservativ« bezeichnete. Die »Reagan Revolution«, so lässt es sich vielleicht zusammenfassen, hat die Köpfe der Amerikanerinnen und Amerikaner verändert – aber nicht die längeren Pfade der politischen Entwicklung durchbrochen, weil der fragmentarische Charakter des amerikanischen Institutionensystems radikalen Wandel zur einer unwahrscheinlichen Operation macht.

Interessanterweise schien diese Relativierung der konservativen Erfolgsgeschichte einherzugehen mit einer generellen Neubewertung der amerikanischen Politikgeschichte. Als »Triumph-Narrativ« hat etwa Hyrum Lewis große Teile der Geschichtsschreibung über den amerikanischen Konservatismus bezeichnet.<sup>68</sup> In diesem Triumph-Narrativ sind die 1930er bis 1960er Jahre die Wüstenjahre der Bewegung, voller Niederlagen und Demütigungen mit einigen einsamen Rufnern in der Ödnis. Danach folgen die Jahre des Aufstiegs und der Blüte, durch die eine zuvor marginalisierte politische Idee zur Deutungsmacht aufsteigt. Bei all jenen schließlich, die diese Geschichte bis in die Gegenwart verlängern, wird dieses Narrativ dann oft in Form einer Parabel mit dem abermaligem Abstieg in die Bedeutungslosigkeit verbunden oder mindestens mit einer Form der intellektuellen Re-

65 Vgl. als konzise Zusammenfassung das kleine Büchlein von *Gil Troy*, *The Reagan Revolution. A Very Short Introduction*, Oxford/New York etc. 2010.

66 *Jacob S. Hacker/Paul Pierson*, *Off Center. The Republican Revolution and the Erosion of American Democracy*, New Haven, CT/London 2006, S. 46ff.

67 In diese Richtung argumentiert *David Farber*, *The Rise and Fall of Modern American Conservatism. A Short History*, Princeton University Press, Princeton, NJ 2010, 312 S., kart., 22,95 \$, S. 210.

68 Vgl. *Hyrum Lewis*, *Historians and the Myth of American Conservatism*, in: *The Journal of the Historical Society* 12, 2012, S. 27–45.

gression seit den Bush-Jahren.<sup>69</sup> Mittlerweile jedoch haben viele Historiker darauf hingewiesen, dass wohl eher dieses zweite Drittel des 20. Jahrhunderts außergewöhnlich gewesen ist: Nur in jenen knapp drei Jahrzehnten zwischen Roosevelts New Deal und Johnsons »Great Society« schien der Liberalismus unangefochten zu dominieren, war der ideologische Konsens zwischen den Eliten des Landes in der Tat beeindruckend. Aus dieser Perspektive betrachtet aber erscheint der angeblich so plötzliche und rasante Aufstieg des Konservatismus aus dem Nichts eher wie die Rückkehr zur Normalität, zu jenem zähen ideologischen »Stellungskrieg«<sup>70</sup> zwischen den Lagern, der fortan die Realität der Politik in Washington und anderswo im Land bestimmte.

In den letzten zwei Jahrzehnten haben Historiker den amerikanischen Konservatismus von allen Seiten beleuchtet: Mit den Eliten der Bewegung haben sie sich ebenso intensiv beschäftigt wie mit den Basisaktivisten; wir wissen viel über interne Flügelkämpfe, zentrale Strategien und sehr viel über unterschiedliche regionale Ausprägungen der Bewegung. Die Rolle der Religion wurde ebenso intensiv gewürdigt wie die Bedeutung wohlwollender Finanziere. Die Frage ist daher berechtigt, ob angesichts der umfangreichen Arbeit auf diesem Feld überhaupt noch Lücken bestehen.

Relativ selten wurde zum Beispiel der Nexus zu eher kulturgeschichtlichen Fragestellungen gesucht. Der amerikanische Konservatismus war schließlich auch deswegen mutmaßlich so erfolgreich, weil er es verstanden hat, einige der zentralen Elemente der nationalen amerikanischen Mythologie zu vereinnahmen und damit zu definieren, was als »amerikanisch« zu gelten habe. Das gilt für den »Frontier-Mythos« ebenso wie für das puritanisch geprägte »Konversions-Narrativ« der Umkehr von einem als sündig oder fehlerhaft empfundenen Weg. Beides wurde von republikanischen Politikern immer wieder brillant genutzt, um sich als wahre Hüter amerikanischer Identität zu inszenieren – aber systematisch untersucht worden sind diese Komplexe kaum.<sup>71</sup> Und obgleich die Rolle von Frauen bei der Mobilisierung und Organisation der Bewegung gewürdigt wurde<sup>72</sup>, würde man doch gern mehr darüber erfahren, wie es einer von zahlreichen klassisch maskulinen Topoi durchzogenen Bewegung so erfolgreich gelungen ist, Frauen als besonders präzente politische Aktivistinnen zu gewinnen.

Andere Desiderate wurden jüngst von Kim Phillips-Fein benannt und können an dieser Stelle nur wiederholt werden: Wenig existiert zu den für den Konservatismus zentralen Themen »Antifeminismus« und »Homophobie«; die Rolle konservativer Medien nach 1945 wurde kaum erforscht<sup>73</sup>; über die lokalen Parteiorganisationen der Republikanischen Partei existiert praktisch nichts; und schließlich ist die amerikanische Rechte nur sehr selten im internationalen Kontext oder im Vergleich zu anderen politischen Strömungen mit ähnlichen Zielen und Motiven analysiert worden.<sup>74</sup>

Letzteres freilich würde deutlich machen, dass der amerikanische Konservatismus in all seinen Eigenheiten und seiner ganzen Widersprüchlichkeit wohl am Ende doch weiterhin exzeptionell bleibt.

69 So etwa *Sam Tanenhaus*, *The Death of Conservatism*, New York 2009; vgl. auch die Arbeiten aus dem Inneren der Bewegung, die zu einem ähnlichen Schluss kommen, so zum Beispiel *Francis Fukuyama*, *America at the Crossroads. Democracy, Power, and the Neoconservative Legacy*, New Haven, CT/London 2007.

70 *Courtwright*, *No Right Turn*, S. 6.

71 Vgl. aber *David C. Bailey*, *Enacting Transformation. George W. Bush and the Pauline Conversion Narrative in A Charge to Keep*, in: *Rhetoric and Public Affairs* 11, 2008, S. 215–241.

72 Vgl. am Beispiel von Südkalifornien *Michelle M. Nickerson*, *Mothers of Conservatism. Women and the Postwar Right*, Princeton, NJ 2012.

73 Noch nicht erschienen ist die Dissertation von *Nicole Hemmer*, *Messengers of the Right. Media and the Modern Conservative Movement* (Dissertation, Columbia University, 2010).

74 Vgl. *Phillips-Fein*, *Conservatism*.